Psychosen und Depressionen

Die Zahl von Kindern und Jugendlichen mit psychischen Problemen steigt kontinuierlich. Viele junge Patienten leiden unter Angst- oder Essstörungen, hyperkinetischem Syndrom, Psychosen und Depressionen. Studien ergaben dabei, dass bis zum Alter von 13 Jahren Jungen im Vergleich zu Mädchen auffallend häufiger erkrankten. Erst im Zuge der Adoleszenz glichen sich die Raten dann einander an.

Die Anzahl von Kindern und Jugendlichen mit psychischen Problemen steigt

„Das Weggucken vor kindlichen Leid ist weit verbreitet", beklagt Professorin Renate Schepker, Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft der Leitenden Kinderärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Fachleute schätzen, dass weltweit inzwischen knapp 30 Prozent der Heranwachsenden psychische Auffälligkeiten an den Tag legen, manchmal werden sogar 40 genannt. Vor einigen Jahren waren es noch 12 bis 17 Prozent.

Leistungsprobleme und zunehmender persönlicher Rückzug sind bei Kindern und Jugendlichen ein wichtiges Zeichen, dass etwas nicht stimmt, erklärt Jürgen Junglas, Chefarzt der Abteilung für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters der Rheinischen Kliniken in Bonn. „Zum Glück werden seelische Leiden inzwischen immer seltener tabuisiert", hebt Junglas hervor. „Wir präsentieren uns daher gerade den Eltern gegenüber eher als Dienstleister." Auch auf diese Weise könnten Schwellenängste gemindert werden. Trotzdem werden nur etwa ein Prozent der psychisch bedürftigen Kinder und Jugendlichen heutzutage behandelt, schätzen Experten.

Je eher psychische Probleme aufgefangen werden, umso größer stehen die Chancen, dass die Betroffenen geheilt werden können. „Ein zeitnahes, schnelles Beraten mit einer Unterstützung der Eltern kann im Krisenfall eine nachteilige Entwicklung oft noch rechtzeitig abwenden", bestätigt Renate Schepker.

In heutiger Zeit sei das Erwachsenwerden schwerer als früher. „Alles ist komplexer und verwirrender", sagt Schepker. „Die Orientierung für den Einzelnen wird dadurch immer schwieriger – zumal die Gesellschaft ihre Haltefunktion eingebüßt hat, eine sehr viel höhere Mobilität verlangt und die Verwandtschaft als soziale Stütze häufig wegfällt" Der Übergang von fragwürdigen Trends zu selbstzerstörerischen Verhaltensweisen seien immer fließender. Wenn ein Jugendlicher sich den Namen seines Lieblingsstars in die Haut tätowiert – ist das noch exzentrisch oder schon eine Selbstverletzung? Oder erst, wenn er ihn sich mit dem Messer in die Haut ritzt?

Eine wesentliche Ursache für steigende Probleme seien außerdem Drogen, die jüngeren Menschen, auch Kinder, inzwischen immer leichter zugänglich seien. Cannabisprodukte wie Haschisch und Marihuana zählen heute längst nicht mehr zu den „weichen Drogen" der Woodstock-Romantik: Durch systematische Züchtung enthalten die Hanfpflanzen heute wesentlich größere Mengen des bewusstseinsverändernden Wirkstoffs Tetrahydrocannabinol (THC). Was viele Eltern in der Erinnerung an die eigene Jugend als „harmlos" ansehen, wird so zur echten Gefahr für die Gesundheit des Jugendlichen, selbst bei nur kurzzeitigem Konsum. Inzwischen ist bekannt, dass THC schwere seelische Schäden verursachen kann – oder vorhandene genetische Anlagen zumindest zum Ausbruch bringt.

„Durch steigenden Haschisch-Konsum haben psychotische und bipolare Persönlichkeitsstörungen in den vergangenen Jahren massiv zugenommen", weiß Junglas. „Vor fünf bis sechs Jahren behandelten wir hier in Bonn etwa zehn Psychosepatienten pro Jahr. Inzwischen sind es 70." Die Gefahr ist latent: Sensible Jugendliche mit einer entsprechend genetischen Veranlagung könnten unter Umständen bereits nach einmaliger Einnahme eine Psychose entwickeln.

Die Behandlung psychischer Erkrankungen hat die größten Aussichten auf Erfolg, wenn sie individuell auf den Patienten zugeschnitten und im Team erfolgt. In der Rheinischen Landesklinik beispielsweise arbeiten Ärzte, Diplom-Psychologen, Psychotherapeuten, Sozial- und Heilpädagogen und andere zusammen. Junglas: „Erst wenn das emotionale und soziale Leben sich wieder normalisiert, waren wir mit unserer Therapie erfolgreich." Eine akute Intervention im Notfall dauert in der Regel einige Tage, die stationäre Behandlung kann sich – je nach Schweregrad – über ein halbes Jahr hinstrecken. Eine ambulante Nachbehandlung dauert nicht selten Jahre.

Einen besseren Jugendschutz wünscht sich Renate Schepker für die heranwachsende Generation. Nicht zuletzt der Konsum von Alkohol sei drastisch gestiegen. Die Folgen für die Entwicklung seien häufig fatal. „Hier sollten im Einzelhandel mehr Kontrollen erfolgen und bei Verstoßen Ordnungsstrafen verhängt werden", so Schepker. „Kampftrinken" auf dem Land oder in Jugendheimen gehören zum typischen sozialen Leben vieler Jugendlicher. *Jutta Beiner-Lehner*

Mehr Informationen der Rheinischen Kliniken im Internet unter www.rk-bonn.lvr.de

General-Anzeiger, Bonn 5./6.8.2006